

berief er alle Prediger und theologischen Lehrer der Stadt in sein Arbeitszimmer, um, im Lehnstuhl sitzend, ihnen sein Abschiedswort zu sagen. Er dankte für alle Liebe, bezeugte seinen Glauben, bei dem er mit Gottes Hilfe bis in den Tod beharren wolle, vergab seinen Widersachern (in Zürich hatte er kaum welche, er meinte ein paar theologische Gegner im Deutschen draußen) und ermahnte alle zur Standhaftigkeit und treuen Verkündigung der biblischen Lehre. „Bittet Gott eifrig“, sagte er, „habe ich doch erfahren, wie mir das gläubige Gebet in großen Gefahren so reichen Segen gebracht hat.“ Dann schloß er mit einem Dankgebet, bot jedem einzelnen die Hand und gab so allen den Segen. Am Abend des 17. September 1575 ging er 71jährig heim; schon am folgenden Tag haben sie ihn neben seiner seligen Hausfrau „unter dem langen Stein, wo man herabtritt vom Kreuzgang“ bei dessen nördlichem Eingang zur Ruhe gebettet. Er hatte als Theologe und Kirchenfürst mit unendlicher Weisheit das Schiff unserer Kirche an gefährlichen Klippen vorbeigesteuert und durch schlimme Stürme hindurchgerettet – er ist und bleibt aber auch als Mensch und Hausvater ein leuchtendes Vorbild für die Diener am Wort und alle Glieder unserer Gemeinden.

(Zwingli-Kalender 1938)

Die Bullinger-Briefe

Wer in der Zürcher Zentralbibliothek an die Gestelle hingerät, auf denen sich als Teil des immensen literarischen Bullinger-Nachlasses wohlgeordnet, zwar noch nicht gedruckt, aber doch schon in Abschriften oder Photokopien, der Briefwechsel befindet, staunt ob der schier uferlosen Fülle. Der Stöße sind so viele und so umfangreiche, daß wir zweifeln möchten, ob, seit Bullinger das Zeitliche segnete, sich je wieder einmal jemand richtig durch sie hindurchgelesen hat, abgesehen vielleicht nur vom einstigen Zürcher Kirchenhistoriker Emil Egli, der unseres Wissens als erster den Anstoß zur Ordnung und Sammlung dieses Schatzes gab und in dessen zarter Handschrift schon ungezählte Kopien dieser Briefmanuskripte vorliegen, sowie vom früheren St.-Galler Stadtarchivar Traugott Schieß, der während Jahrzehnten mit emsigstem Gelehrtenfleiß seine ganze Kraft (nicht zuletzt auch die seiner Augen!) der Erforschung und Durchleuchtung der überreichen Fundgrube gewidmet hat.

Lassen wir Zahlen reden! Der auf uns gekommene Briefwechsel Zwinglis umfaßt 1293 Nummern, darunter rund 250 vom Reformator selber geschriebene; bei Bullinger aber ergibt die Auszählung der freilich immer noch nicht völlig abgeschlossenen Sammlung jetzt schon über 12000 Stücke (davon schätzungsweise etwa 4500 aus Bullingers Feder), während von Briefschaften Calvins sich insgesamt, auch hier die an ihn adressierten mitgezählt, nur 4200, von Luther an die 4000, von Melancthon mehr als 7500 erhalten haben. Der Vorsprung Bullingers, vor allem Zwingli gegenüber, mag sich schon auch aus seiner langen Lebensdauer erklären; aber der tiefere Grund für die auch so zu seinen Gunsten auffällige Proportion ist darin zu sehen, daß man in Zürich derartige Dokumente offenbar mit besonderer Sorgfalt aufbewahrte (auch die in erstaunlicher Reichhaltigkeit vorliegende J.-C.-Lavater-Korrespondenz ist ein Beleg hiefür), womit ja eben gerade Bullinger den vorbildlichen Anfang machte. Während nämlich sonst manche die erhaltenen Briefe alsobald in den Papierkorb oder, aus oft berechtigter Ängstlichkeit, ins Feuer warfen, legte Bullinger Wert darauf, alles, was ihm der Postbote ins Haus brachte, fein säuberlich im Kasten zu versorgen; ja sein Sammeleifer ging so weit, daß er auch, schon zu Lebzeiten oder erst nach dem Ableben der betreffenden Korrespondenzpartner, seiner eigenen Briefe, wenn immer möglich, wieder habhaft zu werden versuchte, was dann allerdings nicht mehr in allen Fällen glücken wollte; so bemerkte er, als man ihm nach Vadians Tod seine (Bullingers) Briefe wieder zukommen ließ, bedauernd und doch wohl ein wenig übertreibend: es sei von Tausenden nicht einer! Wenn dann also der Umfang der hinterlassenen Briefschaften ganz allgemein als Kriterium nicht nur der ehemals überhaupt weit größeren Briefschreibefreudigkeit, sondern auch des Willens zum nachwirkenden Dienst gelten darf, so ist auch aus diesem Grunde der erste Zürcher Antistes in der vordersten Reihe der Väter des reformierten Protestantismus zu erblicken.

Von der unglaublichen Reichweite des Briefschreibers im Zürcher Antistitium ergibt sich erst das eindruckliche Bild, wenn man sich über beides berichten läßt: einerseits das Heer der Persönlichkeiten, mit denen Bullinger an seinem Schreibtisch Gedankenaustausch pflegte, anderseits aber nicht minder die Masse der Orte aller Himmelsstriche und Herren Länder, wohin die Briefe abgingen und woher sie eintrafen. Traugott Schieß hat festgestellt, daß das Total derer, mit welchen Bullinger korrespondierte, die Fünfhundertzahl weit überschreite. Und welch bunte Ge-

sellschaft! In erster Linie natürlich Geistliche, Theologen, Kirchenmänner, darunter auch hervorragende wie Calvin, Beza und Farel, nicht zu vergessen Melancthon und zur Seltenheit sogar Luther; dann aber erst recht reichlich vertreten die Mitarbeiter und Mitkämpfer der zweiten und dritten Garnitur: Mykonius in Basel, die beiden Haller in Bern, Vadian und Keßler in St. Gallen, und nicht zuletzt die Bündner Comander, Galicius und Fabricius – um die Gemeinden der hundert Täler bis hinunter ins Bergell und Misox und Veltlin hat sich ja Bullinger besonders innig gekümmert.

Und was schließlich den Inhalt betrifft: es geht in dieser eigenartig spannenden Literatur vorab um die Erhaltung und, wenn es sein durfte, auch die Mehrung des für das Evangelium Errungenen; es geht in Hunderten, in Tausenden dieser Briefe expressis verbis oder unausgesprochen um das einigende Bekenntnis. Es geht aber wie am laufenden Band auch um kleinere Sorgen und ganz persönliche Nöte Vereinzelter, von Predikanten und Laien, von Lehrern und Schülern, auch von ungezählten ganz einfachen Leuten und nicht wenigen Frauen weltlichen und geistlichen Standes. Wie freudig mögen Bullinger-Briefe vor allem auch in ungezählten Pfarrhäusern weithin auf dem Bauernland und nicht zuletzt in der gefährdeten Diaspora begrüßt worden sein; war ihr Schreiber ja doch ein Meister des seelsorgerlichen Mittragens und Tröstens.

Doch hüte man sich, in diesen alten Papieren nur fromme Erbaulichkeiten zu erwarten; oft genug sind sie bis an den Rand mit ganz anderm angefüllt. Da dominieren dann Fragen der großen und kleinen Politik, stets aber ausgerichtet auf das Anliegen der Verteidigung und des Vormarsches des lautereren Gotteswortes. So bescheiden sonst unser Zürcher Antistes war – ein Vorbild christlicher Demut –, aber wenn es für die große Sache etwas herauszuholen galt, überwand er alle Hemmungen und pochte ungescheut bei Bürgermeistern und Schultheißen, ja bei Ambassadoren und Fürsten an; und als was für ein erfolgreicher Bittsteller hat er sich immer wieder erwiesen, ganz besonders auch, wenn er für die um des Glaubens willen Geplagten und Vertriebenen eintrat. Wobei ihm beides wohlkam: daß er sich schon als Jüngling auf den hohen Schulen in der Kunst des Briefschreibens tüchtig hatte üben müssen und daß ihm in der lateinischen Sprache der Ausdruck zu Gebote stand, mit dem er sich ohne weiteres mit den Gebildeten aller Zonen verständigen konnte, auch mit den Engländern (mit denen er sich ganz besonders verbunden fühlte), den Franzosen, Italienern, den Ungarn und selbst den Polen (mit denen

sich zeitweise der Briefwechsel besonders rege gestaltete) und gelegentlich sogar mit einzelnen Russen. Erst an den Grenzen Europas war der zürcherischen Aktion Halt geboten.

Man begreift, daß Bullinger des ewigen Briefeschreibens gelegentlich auch einmal müde werden und seufzen konnte, daß er bald lieber nichts mehr davon wissen möchte. Aber statt abzubauen, erweiterte er mit den Jahren eher noch diesen Zweig seiner täglichen (oder nächtlichen!) Tätigkeit.

Es würde etwas Bedeutsames fehlen, wenn hier nicht auch des journalistischen Interesses gedacht würde, das gerade auch beim Briefeschreiben von Bullinger befriedigt werden wollte; es war vorab Leo Weisz, dem wir zu manchen andern Entdeckungen hinzu auch noch diese verdanken. Bullinger war als einer der ersten von der Notwendigkeit und vom Nutzen eines gut funktionierenden Nachrichtendienstes so sehr überzeugt, daß gerade auch in seine Schreibstube hineinschauen muß, wer sich heute um die Erforschung der Vorgeschichte des schweizerischen Zeitungswesens bemüht. Immer wieder erkundigt er sich bei denen, an die er Briefe richtet, nach „Nüwer Zitung“, und immer wieder gibt er noch so gerne weiter, was andere ihm an derlei Neuigkeiten zuhalten.

Was ist in dieser Pressezentrale im Schatten des Zürcher Großmünsters nicht alles ein- und ausgelaufen, selbstverständlich nur in handschriftlich verfaßten Bulletins! Da wurde man mit Nachrichten bedacht und versorgte andere weiter mit Meldungen über Skandale in der Stadt, Moritaten auf dem Lande, diplomatische Verwicklungen und kriegेरische Entladungen in der weiten Welt, über Hochzeiten an Fürstenhöfen, Naturkatastrophen, am Himmel auftauchende Kometen, Teuerung und Mißgeburten – daß z. B. irgendwo im Zürichbiet eine Kuh ein zweiköpfiges Kalb geworfen habe –, Großes und Kleines also, Ernstes und Lächerliches oft ganz nahe beisammen.

Daß zu einer Zeit, da einen ja tatsächlich keine gedruckten Tageszeitungen auf dem laufenden hielten, gerade Bullinger in Zürich – eine Parallele dazu ist Melanchthon in Wittenberg – sich dieser Sache annahm, mag in seiner historischen Gemütsart begründet gewesen sein: richtig passiert waren die Dinge nun einmal erst dann für ihn, wenn sie eine regelrechte Buchung gefunden hatten. Und seine Adressaten wußten es gut genug, welch besondere Freude sie ihrem Bullinger mit „Nüwer Zytung“ bereiten konnten, „Nüwer Zytung uss Hungern“ (Ungarn), „Nüw Zeitung uss Augspurg“, „Nüw Zitung von dem Conzilio“ (gemeint

ist das Tridentinum) oder „Nüw Zitung ab dem Tag ze Schmalkelden gehalten“. Es hätte nur geschehen müssen, daß der Journalist im alten Antistitium dann auch einmal „Nüw Zürich Zitung“ notiert und seine Nachrichten unter dieser Bezeichnung ausgesickt hätte, so dürfte die „Neue Zürcher Zeitung“ den großen Nachfolger Zwinglis als den ersten – ideellen – Gründer ihres Unternehmens in Anspruch nehmen.

Besonders reizvoll ist es auch, in die Briefe hineinzuhorchen, in denen der Familienvater Bullinger zu Worte kommt. Mit seiner Frau zu korrespondieren hatte er freilich keinen Anlaß, da die beiden stets beieinander waren; nur ein einziger, allerdings sehr umfänglicher Brief an seine Ehe liebste ist auf uns gekommen: Bullingers Brautwerbeschreiben. Um so häufiger hat er mit einzelnen seiner vielen Kinder korrespondiert, ganz besonders oft mit seinem Sohn Johann Rudolf, der als Student etwa zu Seitensprüngen aufgelegt war und den sein Vater dann mit ebenso strenger als immer noch gütiger Väterlichkeit zum Rechten ermahnte – auch eine Prise Humor stand dem hausbackenen Manne immer noch zur Verfügung – und mit dem er später, als der Junge zu Berg am Irchel jahrelang das Pfarramt versah, regste Verbindung pflegte, wobei hüben wie drüben stets wieder leckere Zuschüsse für die Familientische abfielen.

In großem Format zeigen den Zürcher Antistes die Briefe, die er in Zeiten harter persönlicher Heimsuchungen seinen nächsten Freunden geschrieben hat. So, als er 1564, nachdem er selber durch die Pest an den Rand des Grabes gebracht worden war, seine Frau, verschiedene Töchter und nicht wenige seiner wertvollsten Mitarbeiter verlor, auch seine Dienstmagd, die mehr als 40 Jahre lang Freud und Leid mit der Familie Bullinger geteilt hatte, da konnte er sich mitunter des Stoßseufzers nicht erwehren: „Oh, ich armer Mann, der ich halbtot den Särgen so vieler Lieben folgen muß!“ Aber zur selben Zeit fehlen nicht die Zeugnisse seines fest gegründeten Glaubens: „Ich weiß, daß alles dies nach Gottes Rat geschehen ist und daß ich solchen weder tadeln soll noch kann; ihm übergebe ich daher mich und alles, was ich habe, und all die Meinigen und erflehe sein Erbarmen.“

Und daß wir mit dem Vermächtnis Bullingers schließen: Zwei Tage, nachdem er am 17. September 1575 gestorben war, wurde im Zürcher Rathaus vor Bürgermeister und Räten der Brief verlesen, mit dem er von seinem geliebten Zürich Abschied nahm, und manchem biderben Manne seien dabei die Augen naß geworden; da hieß es unter anderm: „Bleibt bei der erkannten Wahrheit! Regieret nach Gottes Willen! Haltet

gut Gericht und Recht! Nehmt keine Gaben! Helfet den Armen, dem Fremdling, den Witwen und Waisen! Eure Krankenhäuser versehet getreu! Hütet euch vor Bündnissen mit fremden Herren! Trachtet nach Frieden daheim und draußen! Gott wolle euch Stadt und Land behüten!“

(Neue Zürcher Zeitung, Sonntag, 18. Juli 1954, Nr. 1771: Zu Bullingers 450. Geburtstag)

Was hat Johannes Calvin unserer Zeit zu sagen?

Ein reicher Mann war gestorben. Er hatte ein gewaltiges Vermögen hinterlassen. Bei der Eröffnung des Testamentes ereignete sich das Absonderliche, daß die Anwärter zögerten, ihr Erbe anzutreten. Das war um so seltsamer, weil sich eigentlich niemand benachteiligt fühlte. Es traf auf jeden das Seine und auf alle mehr als genug. Aber es waren an die Ausrichtung des Nachlasses gewisse Bedingungen geknüpft, und auf diese einzugehen sträubte man sich. So kam es zu langwierigen Verhandlungen. So oft nun der Testamentsvollstrecker die Erben wieder und wieder zusammenrief, suchte er ihnen klar zu machen, wie töricht sie mit dem Ausschlagen einer solchen Erbschaft handelten, und jedesmal fragte er sie eindringlicher: Wollt ihr sie haben? Aber wollt ihr sie wirklich so, wie sie nach der Verfügung des Erblassers allein euch aushingegen werden kann? Seid ihr endlich bereit, auch die damit verbundene Verpflichtung zu übernehmen?

Wohlverstanden: der Reformator Calvin ist der Erblasser, einer der reichsten Erblasser der Weltgeschichte. Und die Erben sind wir. Uns hat er sein unermeßliches Vermögen vermacht. Aber wir zaudern immer noch, diesen Besitz anzutreten. Schon unsere Väter und Großväter haben dasselbe getan. Die Geschichte unserer Kirche ist seit etwa 200 Jahren die Geschichte der kläglichen Versuche, das calvinische Erbe auszuschlagen. Die Bücher des berühmten Genfers stehen verstaubt und schier ungenützt in den Bibliotheken; das Gold aus diesen Schächten heraufzuholen scheint sich nicht zu lohnen. Aber der große Testamentsvollstrecker ruft von Zeit zu Zeit die Erben doch wieder zusammen, um die Verhandlungen von neuem aufzunehmen. Das ist der Sinn dieses Tages. Das ist die Frage, die vor dieser Landsgemeinde ausgerufen werden soll: Ob wir uns nachgerade fertig besonnen haben. Ob unsere arme Kirche es sich weiter lei-